

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 26 (1923)

Artikel: Die Musik des Mönches
Autor: Renker, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gattin hatte er sich wieder verheiratet. Auch seine zweite Gattin, die jüngere Schwester der ersten, starb. Er selbst, auf ein langes Krankenlager geworfen, war von ihrer rührenden Fürsorge, von der seiner Töchter und Freunde umgeben gewesen. Die Rückkehr seines langerwarteten Sohnes aus Amerika ließ die Lebenskraft noch einmal aufflackern.

„Den Tod fürchte ich nicht, wenn's nur mit dem Sterben gnädig geht.“ Und als er zu sterben kam, sagte er: „Jetzt geht es gut!“

Am 17. März 1877 verschied er. Zu seiner Ehrung wurde noch im Todesjahre von der Künstlergesellschaft eine Ausstellung der in Zürich und Umgebung befindlichen Werke veranstaltet.

Anmerkung der Redaktion. Die Zeichnungen „Ischia“ und „Montpellier“ (siehe Kunstbeilagen S. 48/49 und 168/69) sind ebenfalls Eigentum der Kupferstichsammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

Die Musik des Mönches / Von Gustav Renker

Man hatte den berühmten Musiker Martin Bächlin nicht mehr in der Stadt gesehen, seit die Sonne seines Ruhmes so überraschend schnell aufgegangen war. Zuerst ein armes Geigerlein, das mit fadenscheinigem Rock und schmutzigen Manchetten im Theaterorchester am letzten Pult saß, war er plötzlich, sozusagen über Nacht, berühmt geworden. Seine „Alten Lieder“ fanden aus dem engen Kreis der Stadt den Weg in die Welt, und ihr Schöpfer stand unvermittelt im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Die Folge davon war eine Berufung als erster Theaterkapellmeister an eine große Auslandsbühne. Auch führte man nun unbedenklich seine anderen Kompositionen auf, die bisher ungedruckt und unbeachtet in seiner Schreibtischlade gelegen waren. Aber merkwürdigerweise errang er trotz wohlwollendster Anerkennung und trotz dem zweifellosen Werte auch seiner anderen Arbeiten mit diesen keinen zweiten Erfolg, der auch nur annähernd dem der „Alten Lieder“ glich.

Diese „Alten Lieder“ waren ein ganz seltsames, ja unbegreifliches Hinüberfühlen in eine längst vergangene Epoche der Musikgeschichte. Sie bewegten sich in den alten Kirchentönen, waren aber dabei von einer Leidenschaft und Sinnlichkeit durchglüht, die aus unserer Zeit geboren schien. Diese Vermischung zweier Stilarten, meisterhaft zu einem Ganzen zusammengeschweißt, war in ihrer Art so neu und ergreifend, daß sich daraus der große Erfolg der Kompositionen erklärte.

Als der beste Freund Martin Bächlins nun einmal eine Geschäftsreise ins Ausland machte und auch die Stadt besuchte, in welcher der Vielgefeierte wirkte, beschloß er, anknüpfend an gemeinsam verlebte Zeiten der Not und des Darbens, dem berühmten Musiker einen Besuch abzustatten. Er erwartete ihn vor der Vorstellung, die Bächlin dirigierte, am Eingang des Theaters. Die Zusammenkunft war nur kurz, aber von alter Herzlichkeit.

„Jetzt habe ich keine Zeit,“ erklärte der Musiker, „ich muß in fünf Minuten am Pult stehen und die Walküre dirigieren. Aber, wenn du willst, nach der Vorstellung in der Weinstube von Tiedge. Ist's recht? Also auf Wiedersehen.“

Als es gegen Mitternacht ging, saßen die Freunde in einer stillen Ecke der Weinstube. Nun erst sah der Reisende den Musiker genauer an. Es schien ihm vieles an diesem verändert. Das war nicht mehr der frische, lebenslustige Mensch, der die Not seines Berufes mit leichtherzigem Humor ertragen hatte. Eine düstere Schwermut und Nachdenklichkeit lag über ihm, sein ehemals so sicheres, gesundes Wesen war nervös und lauernd geworden, die dunkeln Augen zuckten unruhig umher, als wollten sie etwas suchen, ängstlich und furchtsam suchen. Die langen elfenbeinweißen Hände

Bächlins waren keinen Augenblick still, sondern liefen wie große Spinnen über die Tischplatte, sich manchmal krümmend, verballend, dann wieder sternförmig ausgestreckt.

„Du bist also jetzt ein berühmter Mann,“ sagte der Reisende, nachdem sie eine Zeitlang wortlos einander gegenübergefressen waren. „Ein berühmter Mann und ein reicher Mann! Deine Heimatstadt ist stolz auf dich.“

Der Andere ließ ein sprunghaft aufflackerndes Lachen hören. „Ja, das sagt man so!“ Und blickte wieder zerstreut um sich.

„Aber du scheinst etwas abgearbeitet und nervös. Du solltest auf etliche Wochen in unser Bergland. Das täte dir gut.“

Der Musiker streckte beschwörend die Hände aus. „Nur das nicht, um Gotteswillen nicht!“

„Warum?“ staunte der Freund. „Was haben wir dir getan?“

„Ihr nichts, Ihr gar nichts. Aber —“ seine Stimme verlor sich in unverständliches Flüstern.

Plötzlich streckte er seine Rechte aus, hatte den Zeigefinger in ein Knopfloch des Reisenden und zog diesen ganz nahe zu sich heran. „Sage mir eines: das Haus in der Kettengasse — weißt du, das grüne Haus. Was ist jetzt mit dem?“

„Das Gespensterhaus, in dem du einmal gewohnt hast? Das ist jetzt ordentlich und sitzsam wie alle anderen Häuser. Vielleicht sind die alten Schauernären nie wahr gewesen.“

„Sie sind wahr gewesen,“ sagte Bächlin ernst. Und fuhr nach einigem Zögern fort. „Glaubst du, daß es einen über Jahrhunderte hin wirkenden Willen, eine Kraft des geistigen Vollendens gibt, auch wenn deren leiblicher Träger schon lange tot ist?“

„Das verstehe ich nicht, Martin. Was meinst du mit dieser Frage?“

„Nun wohl. Ich muß es dir doch erzählen. Alles erzählen. Wie ich berühmt wurde, wie die „Alten Lieder“ entstanden und wie wenig davon mein Wert ist.“

Er rückte näher an den Freund seiner jungen Tage heran.

„Du weißt, ich habe daheim gehungert und gedarbt wie eben ein weltferner Idealist, der an sich und seine künstlerische Berufung glaubt. Meine Gage am Stadttheaterorchester war sehr gering; denn ich konnte nicht viel. Das Geigenpiel war mir nie Lebenszweck gewesen; ich dachte an Komponistenlorbeeren und Dirigentenehren. Erst als ich erkannte, daß diese Pläne zu hochfliegend waren, nützte ich mein bißchen Violinspiel zum Broterwerb. Mein Gehalt war darnach.“

Und eines Tages stellte ich fest, daß meine bisherige Bude, ohnedies nur ein kleines Zimmer, für meine Verhältnisse viel zu teuer war. Ich suchte also ein neues Logis, fand aber nirgends etwas ganz billiges. Nun weißt du ja von dem grünen Haus in der Kettengasse. Man erzählte, es sei dort nicht ganz geheuer, ginge darin um, und noch niemand hätte es dort ausgehalten. Ich glaubte das nicht, und der Volksausdruck Gespensterhaus kam mir reichlich abgeschmackt vor. Ich war ein frischer, junger Kerl und baute darauf meinen Plan, den Hauseigentümer zu bitten, mir in dem leerstehenden Hause ein Zimmer billig zu vermieten.

Ich wanderte also eines Tages zu dem Herren von Seewil, dem das grüne Haus gehörte. Er war ein verhußeltes, kleines Männchen, alt und klapperdür, in einen weiten, wollenen Schlafrock gehüllt und ein Troddelkäppchen auf dem Kopfe. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, sicherte er leise vor sich hin, schob die große Hornbrille vor den Augen zurecht und musterte mich lange. „Wieder einer! Und wieder ein Junger! Daß doch die Jugend immer glaubt, alten Geheimnissen auf die Spur kommen zu können. Jetzt bin ich schon gegen die Achtzig, und die Geheimnisse des grünen Hauses sind noch älter als ich. Und immer kommen junge Menschen zu mir, die glauben,

über Unbegreifliches erhaben zu sein. Ja, wenn Ihr wollt, junger Mann, dann könnt Ihr schon einmal im grünen Hause übernachten.“

Ich beeilte mich, ihm zu versichern, daß ich vor allem nicht nur einmal dort übernachten, sondern in Ermanglung eines anderen billigen Logis dort dauernd wohnen wolle, und daß es mir zum zweiten nicht um die Lüftung eines Geheimnisses zu tun sei, an das ich nicht glaube.

„Nicht glauben,“ krächzte er mit seiner heiseren Stimme. „Das haben noch alle gesagt, die zu mir kamen. Und am nächsten Tag, da haben sie geglaubt, ja, sehr geglaubt.“ Er hob warnend den dünnen Finger empor. „Junger Mann. Seid nicht übermütig. Es ist etwas in meinem Hause, das über unser Begreifen geht. Irgend etwas furchtbares, das in der Einsamkeit der Nacht zentnerschwer auf unserer Brust liegt und uns das klare Denken raubt.“

„Worin besteht dieser vermeintliche Spuk?“ fragte ich.

„Das läßt sich so leicht nicht beschreiben. Es gibt keine Erscheinung, keine huschenden Schatten und Gestalten. Aber man hört! Man hört Geräusche, Klänge. Sie als Musiker wird das sogar interessieren. Richtige Melodien schweben durch die Stille des leeren Hauses; aber dies alles ist so fürchterlich, daß man nicht dazukommt, sie zu verfolgen.“

„Ich möchte es trotzdem wagen. Nicht aus Sensationslust, sondern weil ich kein anderes Quartier habe. Wie würden Sie mir das Zimmer berechnen?“ Der Alte lachte auf. „Berechnen! Wohnen Sie dort, so lange Sie wollen. Ich weiß ja doch, daß Sie schon am nächsten Tage kommen und mir den Schlüssel wieder bringen.“

„Noch eines, Herr von Seewil. Wissen Sie etwas über die Geschichte jenes Hauses? Es ist oft von Wert, das zu erfahren.“

Er strich nachdenklich über sein spitzes Kinn. „Viel weiß ich nicht. Eine alte Familienchronik meldet, daß das Haus einmal ein kleines Kloster der Benediktiner war, ehe die Reformation in unsere Stadt kam. Dann gelangte es in den Besitz meiner Familie. Die alten Seewils müssen wohl stärkere Nerven gehabt haben als wir. Obwohl die Familienchronik schreibt, es ginge oft ein „erschrecklich Lärmen, Schreien und Singen“ durch die Räume, wohnten sie doch vergnügt darin, bis im Jahre 1798 der Baltasar von Seewil ein neues Haus baute. Seitdem ist das grüne Haus unbewohnt. Ich verwende es als Möbeldepot.“

So endete meine Unterredung mit Herrn von Seewil. Schon am nächsten Tage führte mich der alte Patrizier selbst in meine neue Behausung. Er hatte eines der Zimmer in Stand setzen lassen und es bot einen wahrhaft heimeligen, traulichen Anblick. Ein breites, altertümliches Bett stand darin, eine Kommode, ein Schrank und ein hübscher Schreibtisch. Vom Fenster aus sah man auf den Fluß, der tief unten mit machtvollem Orgelklang hinbrauste. Ich kann nicht sagen, daß das Zimmer auch nur irgend etwas unheimliches gehabt hätte. Die scheidende Sonne, die schon tief am Horizont stand, warf durch die altväterisch geblumten Gardinen Lichtpfeile in den Raum, und ihr Widerschein von einem kunstvoll geschliffenen Spiegel leuchtete wie lebendig goldene Blumen von der wuchtig gewölbten Decke wieder. Der Hausherr führte mich auch durch die anderen Räume, die mit teils alten, teils neuen Möbeln vollgepfropft waren. Ein schwerer Modergeruch von Tuch und Holz lastete in den Zimmern, sonst war alles still und beruhigend. Hier und da huschte ein Mäuslein vor unseren Füßen auf, und in einem uralten massigen Schrank tickte der Holzwurm, den das Volk dummerweise Totenuhr nennt, sein fröhliches Klapperliedchen, mit dem dieses harmlose Tier bekanntlich sein Weibchen zum stillverschwiegenen Hochzeitsfest herbeirufen will. Ich dankte Herrn von Seewil noch einmal für die herzliche Gastfreundschaft und meinte, es gefiele mir hier sehr gut.

„Abwarten, junger Freund, abwarten!“ sagte er und übergab mir den Schlüssel des Hauses, der ein so ungeheures Stück kunstvollster Schmiedearbeit war, daß ich damit meine Hosentasche keiner Probe ihrer Tragfähigkeit unterziehen wollte, sondern das Monstrum in meinem Geigenkasten barg.

Dann klapperten die Schritte des alten Herrn und seines Dieners die Treppe hinab und die schwere Haustüre schlug zu.

Ich war allein im grünen Hause.

Nun muß ich noch bemerken, daß ich den einzigen Freund meiner einsamen Stunden, meinen Hund Fidu, an den du dich vielleicht noch erinnerst, bei mir hatte. Er war eine große, starke Dogge, die sich vor nichts fürchtete und in der Nacht an der Leine gehalten werden mußte, um Vorübergehende nicht zu gefährden. Fidu benahm sich als wir in das Zimmer traten, nicht anders als sonst; nur schien es mir als ob er auffallend still sei. Er schnüffelte nicht, seiner sonstigen Gewohnheit gemäß, in allen Ecken herum, sondern wich keinen Schritt von meiner Seite. Auch als wir nun allein waren, legte er sich ruhig zu meinen Füßen nieder, schmiegte den Kopf in die beiden Vorderpranken und lag unbeweglich da.

Lange Zeit stand ich am Fenster, sah die Sonne rot glühend in den fernen Waldbergen versinken und aus dem Flußtale die feinen, grauweißen Nebel aufsteigen. Es wurde dämmerig, und die ersten Lichter zuckten da und dort auf. Schließlich schloß ich die Fensterläden und brannte die Petrolampe an. Das Zimmer machte nun in dieser intimeren Beleuchtung einen noch traulicheren Eindruck, das gleichmäßige Ticken der Wanduhr, die Herr von Seewil vor seinem Abgange aufgezogen hatte, klang beruhigend in die starre Stille des menschenleeren Hauses.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und begann an der Orchesterpartitur eines vor kurzem in der Klavierskizze vollendeten Oratoriums zu schreiben. Es begab sich nichts Außergewöhnliches. Einmal regte sich etwas an der Wand, es raschelte und knisterte. Ich hielt den Atem an und starrte in die dunkle Ecke — da lief eine Maus wie ein grauer Schatten über den Boden. Beruhigt schrieb ich weiter, bis die Zeit nahte, da ich zu meinem abendlichen Dienst ins Theater mußte. Ich hatte in diesen Stunden Fidu stets in mein Zimmer eingesperrt. Auch heute richtete ich ihm aus etlichen alten Teppichen ein Lager her, bedeutete ihm, sich darauf häuslich einzurichten und verließ das Zimmer. Seltsam dünkte es mich wohl, daß Fidu, der doch an mein allabendliches Fernbleiben gewöhnt war, ein großes Lärmen und Heulen erhob, als sich die Zimmertüre hinter mir geschlossen hatte. Aber ich schrieb diese Tatsache dem Umstande zu, daß er mit dem Raum noch nicht vertraut war. Als ich die Treppe hinabstieg, hörte ich das Tier mit seinem großen, schweren Körper gegen die Türe donnern, und sein Heulen tat mir so weh, daß ich herzlich bedauerte, den getreuen Fidu allein lassen zu müssen.

Als ich nach der Vorstellung heimkehrte, war es in den Räumen des grünen Hauses totenstill. Erst, als ich über die Treppe emporstieg, vernahm ich das leise Winseln des Hundes, der mich kommen hörte. Das stand in einem unerklärlichen Gegensatz zu der gewohnten Begrüßung Fidus, der sonst bei meinem Nahen ein wütend freudiges Bellen erhob.

Ich öffnete die Zimmertüre und sah die Dogge zutiefst in eine Ecke gedrückt, mit heraushängender Zunge und keuchendem Atem. In den großen braunen Augen aber, die sonst so mutig, ja frech dreinblickten, lag ein solch stummes, unsagbares Entsetzen, daß es auch mir wie ein lähmender Schauer über den Rücken lief. Das Tier winselte bei meinem Eintritt etwas stärker und kroch endlich auf meinen Zuruf hin langsam und zitternd, fast auf dem Bauche rutschend, zu mir heran. Erst zwischen meinen Knien stand er auf und legte seinen breiten Schädel eng an meinen Schenkel.

Ich setzte mich in den großen, altväterischen Lehnstuhl, preßte den Kopf des Hundes enge an mich und lauschte. Im Hause war alles still; nur von der Gasse her drang das Jöhlen etlicher Betrunkener. Es war nichts, nicht das geringste, was irgend furchteinflößend gewesen wäre. Und doch lag etwas in dieser Stille, das sich mit Worten kaum beschreiben läßt. Etwas maßlos Grauenhaftes und Pressendes, etwas, das sich wie ein übernatürlicher Zwang auf mein Denken legte. Mein Schädel schien mir von einer beengenden Hülle umgeben zu sein, die fast schmerzhaft war. Angst hatte ich nicht — ich hatte auf meinen vielen Bergtouren den Gefahren der wilden Natur so oft ins Auge gesehen, daß mir dieser Begriff sehr fremd geworden war. Allerdings, dieses dumpfe, schwere Gefühl der geistigen Beklemmung hatte ich noch nie erlebt.

Ich sagte mir, daß unter solchen Umständen an ein ersprießliches Arbeiten nicht zu denken sei, kleidete mich aus und legte mich zu Bett. Eine Weile las ich noch und wählte dazu absichtlich die Lektüre alpiner Fachblätter, um mir durch die Erinnerung an die klare, reine Luft der Berge die seltsam schwüle und bedrückte Stimmung zu vertreiben. Es gelang mir dies so ziemlich. Endlich blies ich das Licht aus, zog mir die Decke über die Ohren und nahm mir vor, so rasch als möglich einzuschlafen.

Es war nun auch auf der Gasse ganz still geworden. Nur das gleichmäßige Brausen des Flusses klang in majestätischer Fülle durch die Nacht. Über der müden Stadt zog der Mond seine ewige Bahn. Durch einen herzförmigen Ausschnitt des Fensterladens fiel ein flimmender Streifen seines Lichtes auf den Fußboden, und bildete hier mitten im Dunkel eine zitternde Lichtinsel, die wie ein opalschimmerndes, unstät zuckendes Auge war. Je länger ich darauf hinsah, desto dämonischer glühte mich dieses Auge an, schien mir höhnisch zuzunicken, so daß ich mich schließlich über den billigen Spuk, den der harmlose Mond und meine aufgeregte Phantasie verursacht hatten, ärgerte, aufstand und die Lucke im Fensterladen verhüllte. Nun war es ganz dunkel in dem Zimmer. Ich lag neuerdings im wärmenden Schutze meiner Decken und versuchte, den Schlaf zu erzwingen. Tidu war bewegungslos neben dem Bett hingestreckt. Aber an seinen leisen Atemzügen merkte ich, daß er auch nicht schlief. Denn mein vierbeiniger Freund pflegte im Schlafe laut zu schnaufen, im Traume nach Hundeart oft aufzubellen, zu grunzen und zu knurren.

Die programmäßige Geisterstunde der Mitternacht dröhnte von den Glocken der Stadt, schwer und hallend in die bange Stille des grünen Hauses. Ich schlief noch immer nicht. Auch als die Uhren kurz und herrisch die erste Stunde des jungen Tages ausriefen, lag ich noch wach, ohne daß sich bisher etwas absonderliches ereignet hätte. Da der ersehnte Schlaf nicht kommen wollte, zündete ich wieder die Lampe an, was von Tidu mit freudigem Aufbellen begrüßt wurde, und begann neuerdings im Jahrbuche des Alpenklubs zu lesen. Ich war eben bei der fesselnden Beschreibung einer Bietschhornbesteigung über den Westgrat und schritt mit dem Schilderer der Tour im Schneesturm über eine trügerisch glatte Eiswand hin, als es plötzlich wie ein elektrischer Schlag durch meinen Körper ging.

Aus der Stille des Zimmers stieg ein Geräusch auf. Es klang wie das dumpfe Klappern von Steinen, deren einer auf den andern gelegt würde. Gleichsam, als ob Maurer bei einem Bau Ziegel um Ziegel übereinander schichteten. Auch das helle Aufplatzen von Mörtel war hörbar.

Mit einem Ruck fuhr ich aus meinen Decken hoch und starrte um mich. Ich fühlte, wie sich das Haar auf meinem Kopfe zu sträuben begann, wie es mir eiskalt durch die Glieder rieselte. Tidu war gleichfalls emporgeschossen und stand nun, ein Bild besinnungsloser Angst, mit zitternden Flanken und eingeklemmter Rute neben dem Bette. Er winselte und heulte leise und sprang dann plötzlich, mich durch die Wucht

des Anpralles in die Rissen drückend, zu mir empor und verkroch sich unter meiner Decke.

Das unerklärliche Geräusch dauerte mit großer Regelmäßigkeit an. Es kam von der Wand meinem Bette gegenüber her, klang also ganz nahe und deutlich. Ich hörte, wie sich dort, irgendwo im Unsichtbaren, Stein auf Stein legte, vernahm, wie der Mörtel klatschend darauf fiel — dies alles ging mit einer Selbstverständlichkeit und Gleichmäßigkeit vor sich, als ob in meinem Zimmer ein braver, harmloser Alltagsmaurer bei seiner Arbeit wäre.

Mir aber war, du kannst es mir glauben, keineswegs so alltäglich zu Mute. Ich saß, unfähig jeder Bewegung, in meinem Bette und fühlte den zitternden Leib des Hundes enge an meinen Körper geschmiegt.

Nun aber war mit einem Male der geheimnisvolle Maurer zu Ende. Einen Augenblick war es im Zimmer still, furchtbar still, so daß ich das Sausen meines Blutes in den Schläfen hörte. Da aber löste sich aus der Stille ein neuer Laut, noch furchterregender und gräßlicher als der erste. Eine Anzahl von Stimmen begann eintönig und langsam zu murmeln. Es mochten an die zehn tiefe Männerbässe sein, die eine Art Gebetschoral zu singen schienen, den ich nicht verstand. Wohl löste sich hie und da aus dem farblosen Einerlei ein Wort los, dessen Silben ich unterscheiden konnte; aber es war wohl Lateinisch, und das habe ich nie gelernt.

So sehr mich nun aber anfangs die Erregung über das Unerklärliche gefaßt hatte, kam doch im Laufe dieses ruhig hinfließenden Gemurmels plötzlich ein befreiender Gedanke über mich. Ich mußte unwillkürlich denken, daß der ganze Spuk nur ein Akt des Herrn von Seewil sei, der mich damit auf eine Probe meines Mutes stellen wollte. Dieser Gedanke gewann so sehr Raum in mir, daß mir allmählich die Bewegungsfähigkeit meiner Glieder wieder kam. Und endlich konnte ich mit halblauter Stimme die Frage, wer da sei, ausrufen. Ich bekam natürlich keine Antwort, nur das dumpfe Geplärre dauerte fort. Langsam und doch etwas zitternd griff ich nach meinem Revolver, den ich neben mir auf dem Nachtkästchen liegen hatte. Noch einmal überschrie meine Stimme das Gemurmel. Dann krachte ein Schuß.

Das Gebet ging ruhig weiter.

Ich sprang aus dem Bette, riß die Türe auf und schoß wie wahnsinnig in das Dunkel des nächsten Zimmers. Wenn Herr von Seewil wirklich den Spuk inszeniert hätte, wäre es für ihn wohl übel ausgegangen; denn ich schoß zum Beispiel eine weiße Gardine des Nebenzimmers an, die ich zuerst für eine Gestalt hielt. Das Knallen der Waffe war mir wie eine seelische Erleichterung, weil sie alles andere übertönte — ich hätte die ganze Zeit weitergeschossen, wenn ich genug Patronen gehabt hätte. Da aber knackte der Hahn des Revolvers auf Eisen — alle sechs Schüsse waren aus dem Lauf.

Der düstere Choral klang ohne Unterbrechung fort.

Da war es mit meiner Fassung zu Ende. Der Revolver polterte aus meiner willenlosen Hand zu Boden, schweißbedeckt lehnte ich mich an die Wand und ließ die furchtbaren Stimmen mein Gehör umbrausen, wie sich ein Ertrinkender dem Spiele der Wellen überläßt, wenn sein Widerstand erschlafft ist.

Mit einem Male hob sich aus dem tiefen Chor ein anderer Ton, ein helles, feines Singen, das wie ein Lichtwunder in dunkler Grabesnacht war. Der Ton einer Geige!

Ich habe schon viele, schon die bedeutendsten Geigenkünstler gehört; aber noch nie war ein so wundervoller, so erlösender Ton an mein Ohr gedrungen. Das war nicht mehr die Stimme eines toten, kalten Instrumentes — darin sang eine Seele, überirdisch verklärt, abschiednehmend von der Welt und schon entrückt in andere Sphären. Die Melodie schien nicht von dem gleichen Ort zu kommen, wo die Unsichtbaren ihre Gebete sprachen, sondern kam offenbar aus einem geschlossenen Raum, dessen

Lage ich mir nicht recht erklären konnte. Es war, als dringe dieses unendlich beruhigende, trostsprechende Geigenspiel aus der Mauer.

Mit den Tönen der Violine kam wieder neues Leben in mich. Über Grauen und Spuk hinweg war der Musiker in mir erwacht. Ich hob den Kopf und lauschte, trank dieses Singen wie frische Frühlingsluft. Die düsteren Stimmen verklangen, schwiegen, die Geige spielte fort. Ich stand und lauschte, vergaß das Unnatürliche der Erscheinung und ließ mich von den schönen, reichen Melodien umfosen.

Jede Angst, jedes Bangen war verschwunden — ich hatte nur das eine Gefühl: daß dieser Augenblick das tiefste und gewaltigste Ereignis meines Künstlerlebens sei.

Etwa eine Stunde lang quoll aus der gespenstischen Geige Melodie um Melodie, unerschöpflich und immer neu. Dann wurde ihr Ton matter und leiser, schien nur mehr aus der Ferne zu klingen und verhauchte schließlich in glockenfeinen Flageoletttönen.

Als kein Laut mehr hörbar war und nur mehr der Fluß in der Tiefe sein Rauschen durch die Stille sandte, erwachte ich aus dem schönen Traum, der mich so lange umfassen hatte. Ja, ich dachte anfangs, es sei nur ein Traum gewesen, und eine leidvolle Sehnsucht war in mir, daß er zu Ende sei. Ich brannte das Licht an und sah den ausgeschossenen Revolver zu meinen Füßen, fand Kugellöcher in jener Mauerstelle und wußte nun, daß ich dies alles doch erlebt hatte.

Mit meinem Schlaf war es vorbei. Ich kleidete mich an, öffnete die Fensterläden und setzte mich im Lehnstuhl angelehnt der mondsilbernen Landschaft zurecht. Meine Gedanken waren bei dem Liede, das mir aus der Nacht gekommen war, und versuchten es in der Erinnerung festzuhalten. Doch gelang mir dies trotz meines nicht üblen musikalischen Gedächtnisses nur mit wenigen Takte.

Langsam dämmerte der Morgen herauf, auf den Gassen wurde es lebendig. Marktfarren knarrten und polterten, Hähne schrien aus den Gärten unterhalb der Stadt, und das Besenstreichen der straßensäubernden Weiber krächzte taktmäßig über das Pflaster. Die Sonne stand noch groß und kalt über den Eisbergen des Ostens, als am Haustor lautes Klopfen hörbar wurde.

Herr von Seewil kam trotz der frühen Morgenstunde, um sich nach den Ereignissen der Nacht zu erkundigen. Er sah mein bleiches, erschöpftes Gesicht und die übernächtigen, blauumringelten Augen, schüttelte den Kopf und meinte: „Nun, ich denke, Ihr habt genug an dieser Nacht“.

Ich antwortete auf diese Frage nicht, da ich mir über meinen Entschluß noch nicht im Klaren war, sondern bedeutete ihm, mir in das Zimmer zu folgen. Dort schritt ich auf die Mauerstelle zu, an der sich die Geräusche hatten vernehmen lassen, und sagte: „Hier war es, Herr von Seewil.“

Er nickte. „Weiß ich. Habe es auch einmal gehört, einmal und nie wieder.“

„Die Maurerarbeit mit Ziegel und Mörtel?“

„Ja.“

„Den dumpfen Gebetchor von vielen Männerstimmen?“

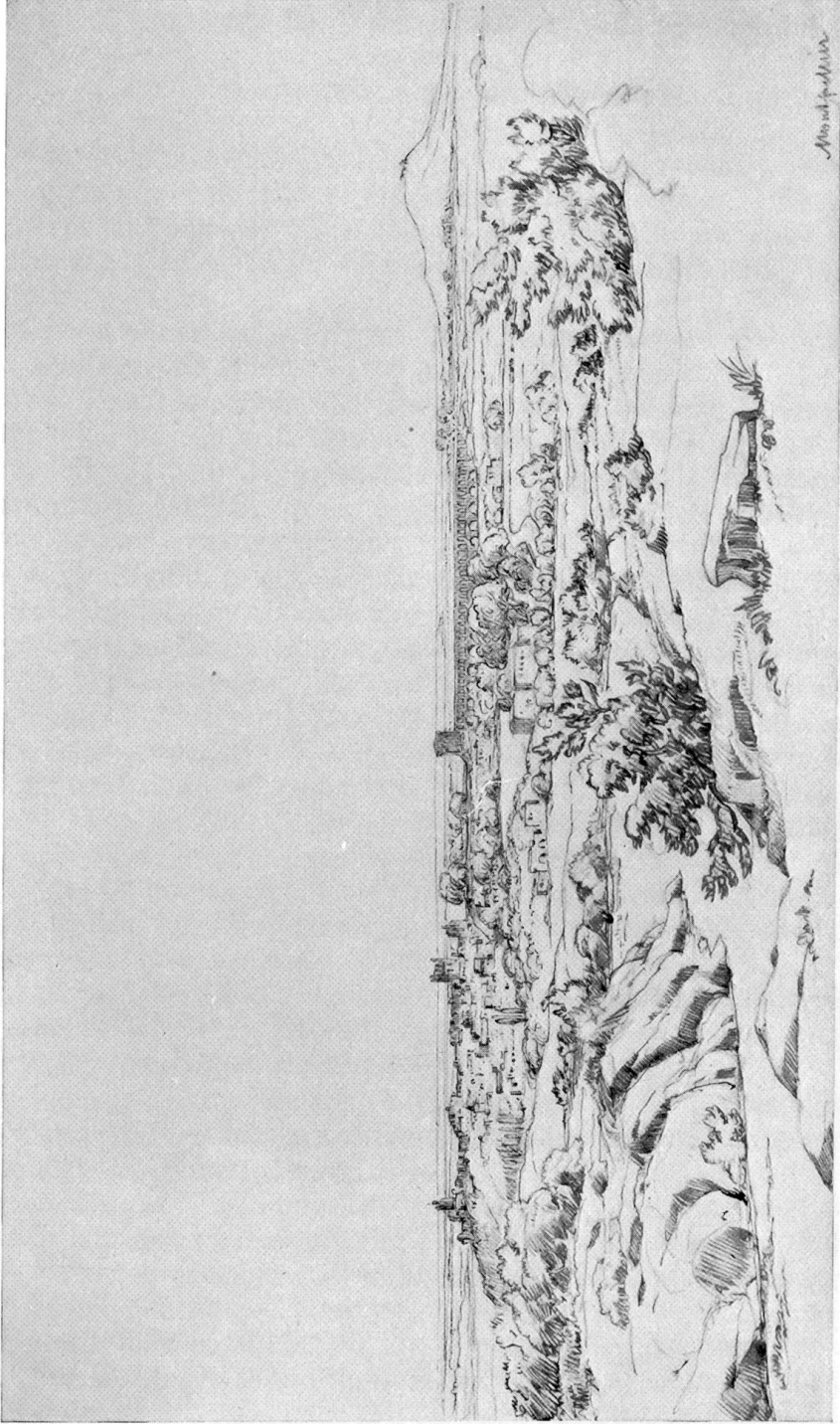
„Genau so. Und endlich das Furchbarste, das Grauenhafteste, die schreckliche unsichtbare Musik.“

„Oh,“ rief ich aus, „die Musik — die ist das Herrliche, das Versöhnende dabei. Die ist ein Wunder, wie ich es noch nie gehört habe.“

Er starrte mich lange mit dem offenen, zahnlosen Mund an, die kleinen Auglein in maßlosem Erstaunen aufgerissen. Endlich löste sich seine Überraschung in Worte. „Poßtauseud! Schön nennt Ihr das? Dieses wüßte Gespenstergesidel! Das hat mir noch keiner von denen gesagt, die hier übernachtet haben.“

„Es war schön, unsagbar schön. Und darüber habe ich vergessen, daß es ein Spuk war.“

„Junger Mann, Ihr müßt Nerven von Eisen haben.“



Johann Jakob Allrich (1798 — 1877)

Montpellier

„Im Gegenteil.* Sehen Sie diese Kugellöcher in der Wand an — sogar eine Gardine habe ich Ihnen in meiner besinnungslosen Angst zerschossen. Alle sechs Patronen aus dem Lauf gepulvert! Aber als die Musik begann, war es mit aller Angst vorbei.“

Der Alte wiegte nachdenklich den Kopf. „Jaso, Ihr seid Musiker. Und das hat Euch über das Grauen hinweggeholfen. Aber merkwürdig ist es immerhin, sehr merkwürdig.“

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir alles, alles, was Sie von der Sache wissen,“ bat ich dringend.

„Ich weiß davon nicht mehr, als Ihr selbst jetzt wißt. Niemand weiß davon mehr.“ Dann sah er mich lauernd und spöttisch mit schiefgehaltenem Kopfe an. „Aber von dem Logis habt Ihr doch jetzt genug?“ Die Frage ließ plötzlich in mir einen Entschluß reifen. „Nein. Wenn Sie es gestatten, möchte ich hier bleiben. Ich hoffe, mich an die Erscheinung zu gewöhnen.“

„Ihr seid ja ein Donnerster! Meinethalben bleibt. Meinen Segen habt Ihr. Aber wenn Ihr hier verrückt werdet — ich trage keine Schuld.“

Nun, ich blieb. Die fremde, rätselhafte Musik war es, die mich fesselte, die mich langsam und allmählich das Grauen überwinden ließ. Zum Schlusse wurde mir der ganze Unfug, der sich vor dem Erklingen der Geige begab, so selbstverständlich und bedeutungslos wie eine abgespielte Grammophonplatte. Ich achtete nicht mehr darauf und freute mich nur mehr auf die Musik.

Ich richtete es gewöhnlich so ein, daß ich mich abends seelenruhig zu Bette legte und schlief, bis der Spuk begann. Daß ich rechtzeitig erwachte, dafür sorgte Fidu, der sich zwar auch etwas an die Erscheinung gewöhnt hatte, aber doch bei Beginn derselben stets unruhig wurde. Die herrliche Musik, die sich aus dem dunkeln Grund der Chorstimmen aufschwang, wurde mir so vertraut, daß ich nach und nach daran ging, sie aufzuschreiben. Nach etwa zwei Monaten hatte ich Takt für Takt der vielen Melodien zu Papier gebracht und überzeugte mich eines Nachts durch Vergleich mit dem Original, daß mir keine kleinste Einzelheit des unvergleichlichen Kunstwerkes entgangen war.

Und eines Tages sandte ich diese Noten unter dem Titel „Alte Lieder“ an einen der größten deutschen Musikalienverleger. Ich versah sie mit meinem Namen als Autor und glaubte, nach dem Bisherigen ein Recht dazu zu haben.

Warte noch ein wenig — ich bin noch nicht am Ende. Aus der einfachen Tatsache löst sich nun ein neues Geschehen los, und das wird dir einigermaßen meinen veränderten Zustand, den du früher feststelltest, erklären können.

In die nun schon gewohnheitsmäßig aufgenommene Kette der nächtlichen Begebenheiten des grünen Hauses kam mit einem Male etwas Neues, etwas, das meinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Ich war eines Abends recht müde heimgekehrt und sofort eingeschlafen. Mein Schummer war so fest, daß ich die pünktliche Unruhe Fidus überhörte und weiter-schlief. Ich hörte wohl die gewohnten Geräusche; aber sie waren von einem Traum begleitet, einem seltsam lebendigen Traum.

Ich sah die Mauer mir gegenüber, in ihr aber eine kleine Nische, und in dieser Nische stand ein bleicher, junger Mann in einer Mönchskutte. Sein Gesicht war aber eher das eines Künstlers: über die hohe Stirne wellten schwarze Locken, welche die Tonsur fast verdeckten, und seine Augen waren tieftraurig, träumend in die Ferne gerichtet. Unbeweglich stand er in der Nische und hielt eine jener alten Geigen in der Hand, die man Viola da Gamba nannte und welche die Musiker des Mittelalters brauchten. Der Anblick dieses Mannes ergriff mich tief; es lag eine ernste, leidvolle Hoheit über seinem Antlitz, die mir beim ersten Anblick sofort Ehrfurcht vor diesem Mönche einflößte. Umso empörter war ich, als ich in meinem Traume sah, daß um den

Mann in der Nische eine Schar anderer, bedeutend weniger einnehmender Mönche stand, von denen sich nun einer, ein Keil mit einem rohen, aufgedunsenen Schlächtergesicht, anschickte, die Nische zuzumauern.

In diesem Augenblick setzte das mir bekannte Geräusch des Ziegelklappens und Mörtelklatschens ein und fügte sich genau zu den Vorgängen meines Traumes. Höher und höher stieg die Mauer, unbeweglich stand der bleiche Mönch in der Nische und sah mit weltentrückten, ruhigen Blicken über die Versammlung der Ordensbrüder hin in rätselhafte Fernen. Da aber, als ihm die Mauer schon fast bis zum Kinn reichte, hob er mit einer raschen Bewegung die Geige und setzte sie zum Spielen an. Und nun tauchte sein Blick aus der Unendlichkeit nieder und fiel — gerade auf mich. Ein ernster, wehmütig sehnsüchtiger Blick, in dem ein stummer Befehl, eine Bitte lag. Als ströme aus diesem Blick eine volle, reiche Menschlichkeit auf mich über, eine Wesenheit, die künftig ich tragen sollte.

Da klappte der letzte Stein in die Öffnung und das Auge erlosch mir. Das dumpfe Murmeln der betenden Mönche begann, aus ihm stieg die Melodie der Geige hinter der Mauer auf. Die Gestalten vor der nun zugemauerten Nische begannen zu verfließen, sich aufzulösen. Als ich wieder hinsah, waren sie verschwunden, nur der Mond erfüllte das Zimmer mit duftfeinen, silberhellen Schleiern.

Ich war aus dem Traume unmerklich in die Wirklichkeit gewandelt. Um mich war die helle Sommernacht, und als ich zum vollen Wachsein gelangt war, verklangen eben die Geigentöne in ihrem letzten, überirdischen Verhauchen.

Ich schlief nach diesem Traume nicht mehr ein. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft, um die Lösung des Rätsels zu finden, zu dem ich nun den Schlüssel in meiner Hand zu haben glaubte. Es wurde mir fast zur Gewißheit, daß dort, hinter jener Mauer, der Aufschluß über die Ereignisse der letzten Nächte zu finden sei. Und mein Plan war fertig, ehe noch das Grauen des jungen Tages begann. Als in den Phialen des Münsters der erste Sonnenkuß aufglühte, begann ich meine Arbeit. Zuerst löste ich vorsichtig die steife, geblünte Tapete los und achtete wohl darauf, daß dies so geschah, daß man die Stelle später wieder zukleben könne. Dann begann ich mit einer, aus der verstaubten Werkzeugkammer des Hauses geholten Spitzhau den steinhart gewordenen Mörtel zwischen den Ziegeln zu lockern. Es ging sehr schwer; aber ich war ja allein im Hause und konnte ungestört drauf los schlagen und rumoren. Endlich war der erste Ziegel frei, ließ sich bewegen und aus dem Gefüge heben. Ein dunkler, hohler Raum war hinter der Wand.

Ich leuchtete mit einem Zündholz hinein — er war leer. Eisige Kälte und ein leichter Moderduft entströmten ihm. Ich muß gestehen, daß ich für den ersten Augenblick etwas enttäuscht war. Meine Phantasie hatte nach dem Ereignis des Traumes dahinter ein Skelett mit einer Geige unter dem Kinn vermutet. Und doch war ich meiner Sache sicher, wußte, daß dies die Stelle sei, von der allnächtlich das Geigen spiel ertönte. Ich hatte es zu oft gehört.

Ich stand eine Weile da und überlegte. Wenn in dem Loche nichts drin war, dann schien es mir zwecklos, die Mauer weiter zu demolieren. Dann aber fiel mir ein, daß ein Skelett ja nicht wie weiland Gevatter Tod auf seinen beiden Beinen stehen bleibt, sondern allmählich, wenn die Sehnen vermodern, zusammen fällt.

Also begann ich die gleiche Arbeit des Mörtellösens und Ziegellockerns unten, etwa eine Hand hoch über dem Boden, während mein erster Versuch etwa in Brusthöhe vor sich gegangen war.

Als der Lichtstrahl eines Zündhölzchens durch das neu entstandene Loch fiel, blinkte mir ein Haufen helleuchtender, elfenbeinweißer Stäbe entgegen. Vorsichtig und mit einem starken Gefühl des Grauens griff ich hinein. Meine Hand wühlte in den kühlen, losen Knochen und es gab einen grell flappernden Klang, der mich als

Musiker an die Lautfarbe des Klyphons erinnerte. Endlich stieß ich auf Holz — das war es, was ich suchte, die alte Viola da Gamba. Ich erweiterte das Loch und zog die gut erhaltene Geige hervor. Nur die Saiten fehlten; die hatten wohl die Mäuse abgefressen. Aber der hölzerne Innenraum des Instrumentes gab beim Anklopfen eine wundervolle, feierlich klingende Resonanz. Du kannst die Geige, neu besaitet und aufgefrischt, bei mir daheim sehen. Wenn ich dir darauf die „Alten Lieder“ vorspiele, wirst du erst merken, welch wundervolles Werk diese Komposition ist.

Ich hatte nicht die Absicht, die Jahrhunderte alte Ruhe des Toten zu stören. Niemand sollte von meinem Funde wissen. Nachdem ich die Geige geborgen hatte, wollte ich das Loch wieder schließen, leuchtete aber doch noch einmal hinein, um mich zu überzeugen, daß nichts darin sei außer den vielen morschen Knochen. Ich preßte mein Gesicht ganz nahe an die Öffnung und sah beim Scheine des Zündhölzchens in die Nische. Da erblickte ich im Haufen der Knochen, unmittelbar neben dem grauig fletschenden Schädel liegend, eine kleine, metallisch schimmernde Röhre. Ich hob sie an das Licht des Tages und gewahrte eine zusammengesteckte Kapsel, die stellenweise vom Rost ganz zerfressen war. Nur mit Hilfe der Spitzhau gelang es mir, den Rand zu lösen und die Kapsel zu öffnen. Darin befand sich eine Rolle starken Pergamentes, mit sehr verbläuter Tinte beschrieben.

Und dann saß ich am Fenster und las mich mühsam durch das holpernde unbeholfene Deutsch hindurch. Ich habe mir die Worte jener Schrift in eine etwas gefügigere Sprache übertragen, wengleich ihr Rhythmus und Ausdruck der des Originals geblieben ist. Und ich trage dieses Dokument eines erschütternden Menschenschicksales als eine Art Talisman stets bei mir. Ich will es dir vorlesen:

„Im Brachmonat anno domini 1458 schreibe ich dies, der Benediktinermönch Frater Coelestin, so bald zum ewigen Leben im Reiche unseres Herrn Jesu Christi eingehen wird. Es ist eine harte Prüfung über mich gekommen, der ich auf Willen meines Herrn Vatern als Kind seiner Sünde mit einer Magd in das Kloster treten mußte. War aber mein Sinn gleichwohl auf Göttliches gerichtet, so mir die liebe Kunst der Frau Musica dünkte. Und war mein Sinn dem Klosterleben abgewandt, dieweil mir sein trostlos kasteiend Sein sinnlos schien und mein Blick in Sehnsucht den freien Vögeln nachflog, die sich vor dem Gitterfenster meiner Zelle in die Lüfte schwingen. Ich war — Gott verzeihe es mir — ein schlechter Diener der frommen Brüder von Sanct Benediktus, und oft, wenn ich zu einsamen Gebet in meiner Zelle eingeschlossen war, griff ich zur Geige und vermeinte, also den Herrn höher lobzupreisen, denn durch erzwungenes Beten. Hab harte Straf dafür oft empfangen und konnte doch nichts wider den Geist in mir, von dem die ehrwürdigen Patres sagten, er sei vom Teufel zur Versuchung gesandt. Schien mir aber eher ein Engel zu sein, der mich beglückte. Doch des Menschen Denken ist Irren, und alle Wahrheit liegt bei Gott dem Herrn, der gelobt sei in Ewigkeit.

War nun des Pfisters Töchterlein, so uns allmorgendlich das Brot ins Kloster brachte, ein holdselig Mägdelein und hieß Leofadia. Und ward meines Herzens Königin, mir lieblicher als der gebenedeiten Gottesmutter Bild auf dem Altar unserer Kirche. Denn ich war ein Kind der Sünde und nicht würdig des Kleides der frommen Brüder von Sanct Benediktus. Mein armes, irdisches Herz erwachte unter der Sonne ihres Blickes und meine Wege gingen heimlich um des Pfisters Haus. Der HERR aber hat es in seiner unerforschlichen Weisheit gefügt, daß mir die Prüfung einer verbotenen Liebe auferlegt wurde. Und der Teufel oder Engel in mir sang dazu Lieder, die ich der blonden Leofadia ersann. So klang meine Geige in die stillen Mondnächte hinaus, und ihr Ton umstrickte des Pfisters Töchterlein. Ich fand die Wege, aus dem Kloster zu entweichen, und die Blumen in Leofadias Garten wußten von geheimen Küssen heißer Sommernächte. Gottes Ratsschluß aber ist ge-

recht, und Sein Wille machte den Brüdern meine Sünde bekannt. Ich habe gefehlt gegen die Gebote des Ordens, dem ich gelobt war, und meine Strafe ist gerecht. In meiner Zelle werde ich nach Klostersbrauch für sündhafte Liebe ein Grab finden, in dem mein Körper noch lange genug leben kann, um sein Vergehen zu bereuen. Es haben mir aber die frommen Patres gestattet, in die Mauernische, die sich hinter mir schließen soll, meine Geige mitzunehmen, um bis zu meinem letzten Atem den Herrn für die Gnade der erlösenden Strafe zu preisen. Und ich will es tun mit den Liedern, die ich jener gesungen habe, so jetzt mein Kindlein unter dem Herzen trägt. Ein Wunder aber wollen mich diese Lieder bedünken, von denen ich nicht zu begreifen vermag, wie ich verirrter Mensch sie erfinden konnte. Es wächst aber wohl auch aus gräulichem Unrat manch schöne Blume, so Gott es will, der Herr ist des Himmels und der Erden. Ich gehe leicht dahin aus meinem kurzen Leben in das dunkle Grab der Mauernische und ist nur ein Leid in mir, daß meine Lieder mit meinem Atem in die Lüfte verwehen sollen. Oh, könnten sie doch leben, könnte doch mein Wille so stark sein, sie durch der Zeiten Wandel hinzutragen, bis einer käme, der sie den Menschen wieder schenkt, wenn auch mein Leib dann schon lange in Staub zerfallen ist. Und so sie einer einmal hören sollte durch die Kraft meiner unsterblichen Seele, so tue ihm dies Blättlein Papier, das ich bei meinem letzten Gang auf meinem Körper wohlverborgen tragen will, kund, wie der Benediktinermönch Coelestin lebte, sang, büßte und starb. Ich gehe ein zum ewigen Frieden im Namen des Herrn, meines Gottes, seines Sohnes Jesu Christi und des heiligen Geistes. Amen.“

*

Nachdem Martin Bächlin diese Worte des toten Mönches vorgelesen hatte, faltete er das Papier sorgsam zusammen und barg es wieder in seiner Briefftasche. Dann schwebte ein langes, nachdenkliches Schweigen über die beiden Freunde, bis der Musiker endlich wieder begann:

Was sich nun ereignete, ist belanglos. Ich mauerte die Nische wieder zu und behielt nur die Geige und das Pergament. Am gleichen Tag brachte mir die Post einen Brief des deutschen Verlegers, der mit Worten höchster Bewunderung die „Alten Lieder“ zum Drucke annahm. Als ich den Verlagskontrakt in der Hand hielt, überkam mich plötzlich eine wahnsinnige Angst. Es war doch nicht mein Werk, das ich in die Welt sandte, es war die leidvolle Frucht der Liebe des unglücklichen Mönches. Stahl ich ihm nicht das, was die Krone seines Lebens war? Mich litt es nicht mehr in dem Hause. Noch am selben Tag verließ ich das Zimmer und auch die Stadt. Die Ereignisse hatten meine Phantasie doch zu sehr aufgepeitscht; ich wähnte mich von dem Mönche verfolgt, gepeinigt für meinen Diebstahl an seinem geistigen Eigentum.

Und doch konnte, wollte ich nicht zurück. Ich war ein armer Teufel, der jahrelang nach Anerkennung und Erfolg gedürstet hatte. Diese Lieder waren die Stufe zu meinem Aufstieg; sie bahnten meinen eigenen Werken, wengleich diese keineswegs so bedeutend waren wie die herrlichen Schöpfungen des Frater Coelestin, den Weg. Ich wurde berühmt, und die Welt horchte auf, wenn meine Musik sprach.

Aber meine Ruhe war dahin, und in die Heimatstadt zurückzukehren, war mir vollends unmöglich. Ich dachte, daß mich dort die Rache des Mönches erreichen würde.

„Das sind Hirngespinnste, Martin. Deine Phantasie ist durch die Vorgänge im grünen Hause erregt...“

Der Musiker erhob sich und rief den aufwartenden Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbei. Als sie dann durch die abendstillen Straßen gingen, begann er von neuem: „Ich habe dich vorhin jäh unterbrochen. Denn ich weiß, was du



Blick in die Tiefe vom Valsloch am Hinterrud (Kurzjosten)
Bergwärts fallende Kalffschichten, durch Erosion in groteske Türme gegliedert. In der Tiefe der
Walensee; jenseits Murg, Märtschenstock und dahinter der Glärnisch

(Nach handkolorierter Originalaufnahme von Margreth Weheli-Frey)

sagen willst. Ich kenne die Wahrscheinlichkeitsgründe, die logischen Tatsachen, die gegen meinen Glauben sprechen. Aber ich fühle, daß ich für den billig eingeholten Ruhm aus dem leidvollen Werke eines Anderen büßen muß. Das sitzt tief in mir, das kann kein Freundeswort verschuchen.“

„Dann rette dich dadurch vor ihm, daß du den wahren Sachverhalt klarlegst, daß du der Welt sagst, wie du zu den berühmten Liedern gekommen bist.“

Bächlin lächelte spöttisch. „Das würde mir niemand glauben. Man würde es für eine raffinierte Reklame halten. Die Sensation würde ihre trüben Kreise um das Kunstwerk schwingen, mit dem meine Seele verwachsen ist. Ich kann es nicht.“

Sie waren vor dem Hause des Kapellmeisters angekommen. „Leb wohl, Herrmann, grüße mir die alte Heimat, grüße mir auch das Haus in der Kettengasse.“

*

Der Freund sah Martin Bächlin nicht wieder. Nach zwei Monaten las er in den Zeitungen, daß der berühmte Komponist der „Alten Lieder“ tot in seinem Zimmer aufgefunden worden sei. Die Ärzte hatten Herzschlag konstatiert, und die schreckverzerrten Gesichtszüge des Dahingeshiedenen ließen die Vermutung zu, daß er im Taumel eines unbegreiflichen Irrwahnes gestorben sei. Seltsam war es nur, und das wurde von allen Blättern betont, daß man neben dem Toten die Trümmer einer uralten Viola da Gamba fand, deren Herkunft sich niemand erklären konnte.

Genuß und Gefahr im Gebirge / Von Leo Wehrli

In die Berge zu ziehen, galt vor wenig mehr als einem halben Jahrhundert noch als Berwegenheit. Heute sind die Alpen sozusagen bis in den hintersten Winkel erschlossen, die kühne Pionierarbeit auf weniger widerstrebende Nebengipfel und -gräte und auf Erkundung noch unbegangener Varianten beschränkt. Wir haben das Gebirge verstehen, seine Schönheiten und Lücken achten und genießen gelernt, und wandern aus den täglichen Mühen und Sorgen zur körperlichen und geistigen Erholung in die Höhe, steigen durch dunkeln Waldhang hinauf über blumige Alpweide, rauhes Geröll und ruppigen Fels in die glänzenden Firne und erklettern die sie überragenden Spitzenkämme. Längst erworbene Bergkenntnis und die beim Aufstieg zu leistende, abwechslungsreiche Arbeit machen uns froh. Den lauerten Gefahren begegnen wir mit sicherem Können und Kennen und trinken von hoher Warte tiefe Ehrfurcht vor der gewaltigen Natur, die sich rundum in unermesslicher Weite aufstut. Glücklich ob dem Geschauten, an Leib und Seele erfrischt, bringen wir große Maßstäbe zu Tal, an denen gemessen der kleine Alltag und sein Gewürm wieder auf eine Spanne Zeit erträglich erscheint. Bis wir wieder hinaufziehen müssen, um zu vergessen — in Genuß und Gefahr.

Beides ist in den Bergen nahe beisammen; bedingt sich oft, möchte ich behaupten, wie Licht und Schatten. Erst der durch Anstrengung erworbene Genuß ist echte Bergfreude, und für den eigentlichen Bergsteiger erhöht sie sich mit der planmäßig bewußten Ueberwindung kleinerer oder größerer Gefahren. Doch je nach äußeren Umständen und persönlicher Leistungsfähigkeit in sehr verschiedenem Grade. Herzfehler, schlechte Note im Kartenlesen, Gewitterkurve im Wetterbericht und ungenagelte Schuhe erhöhen die Gefahr, tüchtige Vorbereitung der Tour, Vollmond im Kalender, ein lieber bergererfahrener Reisegefell und ein aufnahmefähiges Gemüt verbürgen den Genuß.